

Irmgard Wittkopp

Veilchen für Frieda
Veilchen für Frieda

Schibri-Verlag • Milow • Strasburg • Berlin

Am Abend zuvor war die Luft mild und ein ruhiger Wind umschmeichelte ihren Körper, als die mittlere Tochter des Dorfgastwirtes Wittlieb still und unbemerkt über den mit Kopfstein gepflasterten Hof in den Garten ging und wehmütig Abschied nahm.

Zurück im Haus hörte sie vertraute Geräusche von der Gaststätte im vorderen Teil des Hauses herkommend.

Dort stand am Tresen der Bruder. „Wie ungerecht die Welt ist“, dachte sie verbittert. Den Werbungen eines Burschens aus dem Dorf hatte sie widerstanden. Bei den Eltern war sie geblieben – als billige Arbeitskraft – wie sich jetzt herausstellte. „Du bekommst die Gastwirtschaft, wenn du bleibst“, hatte die Mutter versprochen. „Einen dummen Bauernlummel können wir nicht gebrauchen!“

Sie liebte die Arbeit im Gästezimmer. „Du bist die geborene Kneipersfrau“, sagte der Vater. Die älteste Schwester Agnes heiratete früh und ging aus dem Haus. Die Jüngste der Familie konnte das Krakeelen in der oftmals mit dicken Rauchschwaden durchzogenen Eckkneipe nicht ausstehen. Sie verstand es, den Vater zu umgarnen und bei der Mutter zu drängeln, bis Paula schließlich das Lehrgeld für die Ausbildung als Krankenschwester erhielt. Nur wenige Jahre übte sie in einer Klinik in Berlin ihren Beruf aus, heiratete dann ebenfalls und war zur Zeit schwanger. Auch der Bruder kümmerte sich kaum um die kränklichen Eltern. In Stettin arbeitend, genoss er das Leben als Junggeselle, kam unregelmäßig nach Hause und wenn, dann brachte er einen Berg feuchter und muffig riechender Wäsche mit, die er wochenlang in irgendwelchen Schubfächern versteckt hielt. Schweißtriefend hatte sie, Frieda, am Waschtrog gestanden und auf der verdreckten Männerwäsche herumgeschrubbt, bis ihre Finger durchgewaschen waren und der Rücken vom Auf- und Abbewegen des Pumpenschwengels schmerzte. Bruder Johannes ließ sich derweil von der Mutter verhätscheln. Alles hielt sie von ihm fern. Ihr einziger Sohn sollte sich zu Hause von der schweren Arbeit als Bäcker Geselle in der großen Stadt ausruhen. Nur Frieda brauchte keine Ruhe und hatte der Mutter nach und nach alle schweren Hausarbeiten abgenommen. „Mama hat sich von der Todgeburt nicht wieder erholt“, kam es

ihr in den Sinn, „und Papa ist mit seinen 65 Jahren durch die Nachtarbeit verbraucht. Er wartet immer noch, bis sich der letzte Gast endlich entschließt, den Heimweg anzutreten und scharwerkelt morgens bereits als erster in Hof und Garten herum. Selbst sonnabends und sonntags steht die Gastzimmertür offen, ohne Ruhetage.“ Jung und voller Zuversicht wollte Frieda alles anders machen. Wenn sie in der Gaststätte mit weißer Spitzenschürze und onduliertem Haar die Kundschaft bediente, fiel alles Schwere von ihr ab und sie lief flink und freundlich durch die Tischreihen, ab und zu anerkennende Blicke des Vaters auffangend. Das waren ihre schönsten Stunden. Nur im geheimen sehnte sie sich nach der Liebe eines Mannes. Aber die Tage waren viel zu ausgefüllt mit Arbeit, dass sie kaum merkte, wie schnell die Jahre dahin flossen. Als der 2. Weltkrieg ausbrach, war sie 30. Die Mutter holte in diesen unsicheren Zeiten den Sohn nach Hause. Nun nahm der Bruder ihren Platz ein, hatte ohne Gewissensbisse die Schwester aus dem Schankraum verdrängt und an Küche und Herd verbannt. „Du bekommst die Gaststätte!“ Wie Hohn klangen diese Worte in ihrem Innern wider. Seit einigen Tagen wusste sie es, hatte heimlich das Testament gelesen: „Alleiniger Erbe Johannes, Albert, Max Wittlieb.“ Wie vernichtet war Frieda die steile Treppe emporgestiegen und in die Bodenkammer getaumelt. Lange lag sie unausgezogen auf dem Bett, ihr gingen die Gedanken wirr durcheinander. Die Blicke nahmen unbewusst die kargen Einrichtungsgegenstände wahr, die Waschkommode mit der großen Porzellanschüssel und dem Wasserkrug, darunter die drei Schubfächer, in denen fein säuberlich und mit peinlichster Genauigkeit die Aussteuer mit den selbstgestickten Monogrammen lag, darüber der Spiegel. Bei zugezogenen Vorhängen und verriegelter Tür hatte Frieda oftmals davor gestanden und wohlgefällig ihren schlanken Körper mit den kleinen festen Brüsten betrachtet. Dem Bett gegenüber stand der große braune Schrank mit den Habseligkeiten und dem teuersten, was sie besaß, einem schwarzen Lammfellmantel. Als das Geschäft gut ging, erhielten auch die Schwestern Paula und Agnes so eine Kostbarkeit. Obwohl nur sie, Frieda, die Arbeit in der Wirtschaft tat, verfügten alle drei Schwestern

über die gleiche Summe im Sparbuch. Sie empfand das als ungerecht, kam nicht dagegen an und lag dadurch in Zwist mit den Geschwistern. Am nächsten Tag ging sie erst nach unten, als die Mutter nach ihr rief. Blass und übernächtigt begehrte sie auf, stellte die Mutter zur Rede. „Du kannst heiraten, dann bist du versorgt! Johannes braucht eine Existenz!“ Diese Sätze hämmerten noch hinter ihrer Stirn. Der Vater hatte ohne einen Ton zu verlieren, daneben gestanden. Nun verließ sie in aller Herrgottsfrühe das Haus, leise – wie am Abend zuvor, unbemerkt, ohne Abschied von den Eltern, zu groß war die Verbitterung. Der ruhige und milde Abend vom Vortag hatte einem nebligen und nasskalten Herbstmorgen Platz gemacht, der schon vom nahen Winter kündete und sie frösteln ließ.

Sie schaute nicht zurück, als sie mit dem schweren Koffer das Gehöft verließ und der kleinen Poststelle des Dorfes zustrebte. Unter einer der wenigen Straßenlampen, die nachts das Dorf erhellten, stand das Postauto und zog sie magisch an. Eilig wurden nun die Schritte, ungesehen wollte sie das Heimatdorf verlassen. Zu groß würde der Dorftratsch sein. Die Blicke der Menschen wären zu peinlich gewesen.

Der Fahrer wartete schon. Er war der einzige, dem sie sich anvertraut hatte. Frieda kannte ihn gut. Wenn er in die Wirtschaft kam, dann nur ihretwegen. Hager und blass stand er neben dem kleinen Lastauto, dessen leuchtendes Gelb sie unwillkürlich an die Rapsfelder denken ließ, die frühlings das Dorf umsäumten. Schon jetzt war das Heimweh groß, aber an Umkehr war nicht zu denken.

Nun kam er ihr entgegen, eine kleine Neckerei auf den Lippen. Sie jedoch fühlte sich hundeehend. Das stark klopfende Herz und der Weg mit der ungewohnten Last und der zunehmenden innerlichen Erregung raubten ihr den Atem und so konnte sie, den Tränen nahe, nur ein undeutliches „Morgen“ murmeln. Da griff der Mann nach Friedas Gepäck und stellte es zu den Postsäcken.

Während der Fahrt, die auf Umwegen durch die umliegenden Dörfer führte und in denen er die Postsachen einsammelte, saß sie leise und in sich gekehrt auf dem Beifahrersitz. Sonst sehr redselig, sprach sie an diesem Morgen kaum ein Wort.

Von der Seite blickte sie auf ihren Nebenmann. Bereits Ende dreißig war er noch Junggeselle wie ihr Bruder. Die mittelblonden Haare lichteten sich zu beiden Seiten der Stirn und waren mit irgendeiner Frisiercreme streng nach hinten gekämmt. Der dunkelblaue Beamtenanzug stand ihm gut. Auch jetzt fielen ihr wieder die blasse Gesichtshaut und die tiefliegenden müden Augen auf. Er warb schon lange um sie, aber Frieda, erst einmal ausgebrochen, wollte eigene Wege gehen, hatte noch Illusionen, träumte von einem gesunden Mann und von Liebe.

In der Stadt angekommen, sprangen sie am Postamt, einem stattlichen roten Ziegelsteinbau, fast gleichzeitig aus dem Fahrerhaus.

Behände holte er den Koffer aus dem Gepäckraum und stellte ihn vor Frieda auf den Bürgersteig. Da konnte sie nicht anders. Leicht lehnte sie sich an ihn und spürte kurz seine Umarmung. „Erwin, ich danke dir auch recht schön. Bist ein guter Freund.“

„Frieda, in einer Woche bin ich zur gleichen Zeit wieder hier. Wenn irgendetwas ist?“ Es kam wie von selbst von ihren Lippen: „Kannst ja vorbeischauen,“ und nach einer kurzen Pause, „ich würde mich freuen, ganz bestimmt.“

Wenig später saß er schon wieder am Steuer und fuhr um das Gebäude herum auf den Hof, wo das Postauto entladen wurde. Mutterseelenallein fühlte sie sich wie auf einem Abstellgleis und die Tränen rannen nun doch noch hemmungslos über ihr Gesicht. Auch ein leises Schluchzen konnte sie nicht unterdrücken. Kaum von zu Hause weggekommen, kam sich Frieda angesichts der Häuserfronten klein und verlassen vor. Aber noch wollte sie nicht aufgeben, setzte alle Hoffnung auf die Schwester des Vaters, ihrer Tante, die Besitzerin der Torquelle in Pasewalk, einer Kleinstadt mit ungefähr zehntausend Einwohnern, war.

So nahm sie den Koffer und allen Mut zusammen und ging durch die fast menschenleeren Straßen an der Marienkirche vorbei durch zwei Seitenstraßen und war am Ziel. Sie klopfte erst zaghaft und als sich nichts rührte kräftig gegen das mächtige Tor, das fast ein Drittel der Hausfassade einnahm und durch das, öffnete man beide Seitenflügel, bequem ein

Pferdefuhrwerk passte. Endlich bewegte sich die kleine Pforte, die im linken Torflügel eingefügt war und in der nun die Tante erschien, von stattlicher Gestalt und für das Mädchen vom Dorf äußerst elegant gekleidet, so plötzlich im Türrahmen stehend. Sie sah in Frieda eine Verwandte und vor allen Dingen die billige Arbeitskraft. Sie wusste auch, dass die Nichte fleißig in der Hauswirtschaft und geschickt im Umgang mit den Gästen war und ging ihr freundlich lächelnd entgegen. „Frieda, Kind, was ist denn geschehen? Deinen Brief haben wir gestern erhalten. Natürlich kannst du erst einmal bei uns bleiben!“ Und zog die Nichte in den Torweg, der wie ein Tunnel in den Innenhof führte und deren Wände weiß ausgekalkt waren. Dann saßen sich die beiden Frauen, denen man die Verwandtschaft ansah, im Gästezimmer gegenüber. Vor Frieda dampfte ein Kännchen mit echtem Kaffee, türkisch aufgebrüht und verbreitete seinen Duft. Gierig trank sie die braune Flüssigkeit in sich hinein und merkte nach kurzer Zeit, wie ihre Lebensgeister neu entfacht wurden. Sie begann, Hoffnung zu schöpfen und sich heimisch zu fühlen, als Tante Hilde alles zunichte machte. „Kind, in diesen Zeiten hat niemand etwas zu verschenken. Seit das Mädchen dienstverpflichtet wurde, gibt es viel zu tun. Ich denke, dass du um sechs aufstehst, die Zimmer anheizt und zu acht den Frühstückstisch in der Küche deckst. Weiter wäschst du die Wäsche und reinigst das Haus. Wenn Kundschaft ist, hilfst du dem Onkel zwischendurch am Tresen. Schlafen kannst du oben in der Dachkammer. Ich zeige es dir gleich.“ Frieda wusste, was sie erwartete und folgte der Tante ohne Widerrede, erst einmal froh, untergekommen zu sein. Wenig später stand sie mit Eimer, Scheuerlappen und Besen bestückt auf dem Boden und reinigte gründlich ihr Reich, bestehend aus Dachkammer, Boden, Treppe und Wasserhahn mit Ausguss. Hier gab es also fließend Wasser und kein Pumpenschwengel brauchte betätigt zu werden. Sie drehte am Wasserhahn und ließ das kühle Nass durch die Finger rinnen. Unten am Treppenabsatz drängelte die Tante bereits: „Frieda, lass das da oben, ich brauche dich jetzt in der Küche. Hole Kartoffeln aus dem Keller und schäle sie! Wir brauchen unbedingt Holz für den Kochherd. Nachher wischst

du noch gleich den unteren Flur!“ Nach dem Mittagessen zog sich die Tante ins Schlafzimmer zurück. In Friedas Kopf dröhnte es, als hätte jemand darauf herumgetrommelt. Langsam ging sie, um im Gastraum zu kellnern. Am Tresen lehrend, lächelte ihr der Onkel zu: „Wirst dich schon eingewöhnen. Wäre schade, wenn du nicht bleibst!“ Kräftig und von gedrungener Gestalt stand er ihr gegenüber. Trotz der 48 Jahre ringelte sich blondes, dichtes Haar um seine Stirn. Die graublauen Augen ruhten voller Wohlgefallen auf die angeheiratete Nichte.

Verwirrt senkte Frieda die Lider und dachte: „Ganz das Gegenteil von Tante Hilde.“ Griff nach dem Tablett mit den Getränken und bediente die Kundschaft, die aus einigen Stammgästen und zwei Soldaten, die in einer Ecke saßen, bestand. Ansonsten wurde die Torquelle zu der Zeit wenig besucht. Der Krieg dauerte bereits annähernd drei Jahre, die Menschen hatten andere Sorgen, als das Geld in eine Gaststätte zu tragen. So verlief der Nachmittag ziemlich ruhig. Nach dem Mittagsschlaf der Tante ging die Herumkommandiererei von Neuem los. „Ich muss mich nach etwas anderem umsehen“, nahm sich Frieda vor.

Die Wirtschaft bestand aus zwei Gasträumen. Im vorderen zur Straße hin glitzerte und blinkte der Schanktisch, von dem Onkel nach jedem Einschenken liebevoll trocken poliert. Holzstühle nach Wiener Art und kakaobraun mattiert, dazu passende Tische mit bunten Deckchen und in deren Mitte eine Menage aus weißem Porzellan, ließen den guten Geschmack der Wirtsleute erkennen. An der Wand wies ein Schild auf den Durchgang zu den beiden Toiletten, die sich am letzten Ende des Hofes unter einem Schauer befanden, hin. Vor den beiden Türen dieser Örtlichkeit lagen dicke Bohlen, durch deren breite Ritzen die Fäkalien leuchteten und äußerst unangenehmen Geruch verströmten. Nur ungern verrichtete Frieda dort ihre Notdurft und das Reinigen kostete sie stets Überwindung.

Im hinteren Zimmer fanden ab und zu Versammlungen von Vereinen statt und kleine Familienfeiern. Dann wurde es meistens spät und Frieda, auch hier Mädchen für alles, kam vor zwölf nicht ins Bett.

